



Schatz, sie spielen unser Lied!

Musik und Emotionen sind eng miteinander verwoben. Im Wechselspiel befruchten sie sich gegenseitig. Musik transportiert die Gefühle des Komponisten und Interpreten, Liebe oder Trauer finden Einklang in Notenblätter und Songtexte. Die Beeinflussung oder Erzeugung von Emotionen durch Musik ist zwar mannigfaltig beschrieben und dokumentiert, jedoch wissenschaftlich kaum verstanden.

von Melanie Huy und Hanns-Maximilian Schmidt



Christian Horsters aus Rodenkirchen ist ein Star. Mit einem einzigen Video auf Youtube schaffte es der 55-jährige schlagartig zu Weltruhm. Fast fünf Millionen Nutzer schmunzelten über den lockigen Rheinländer, der im fahlen Licht vor einem Mischpult sitzend David Guettas „Memories“ auflegt – und ganz darin aufgeht. Als „DJ der guten Laune“ demonstriert er seitdem in zahlreichen Fernsehshows die Freude an seiner Arbeit, touret durch die ganze Welt. Horsters ist ein Paradebeispiel für diese magische Wirkung, die Musik auf den Zuhörer ausübt und über ihre Interpreten auf ein breites Publikum übertragen kann.

Musik löst immer eine Reaktion im Zuhörer aus. Vor allem im Film wird sie gezielt eingesetzt, unterstreicht die Handlung, erzeugt Stimmungen oder spielt mit den Erwartungen des

„Die Musik ist die Sprache der Leidenschaft.“

Richard Wagner

Zuschauers. Streicher rühren uns in Liebesfilmen zu Tränen, Darth Vader stampft zu stechenden Fanfaren durch die Flure des Todessterns und der luftige Klang eines Saxophons führt nicht selten Schlafzimmerszenen ein. Dieser

unmittelbare Einfluss auf unsere Wahrnehmung kommt nicht von ungefähr. Tief in den Windungen des menschlichen Gehirns findet sich ein besonders empfängliches Areal, der Hirnstamm. Hier finden Töne, Geräusche und Musik einen direkten Zugang zum Nervensystem. Fällt ein Schuss, verleiten uns die Signale dieses Bereichs zum Zusammenzucken, Nachtschwärmer schalten unter der Diskokugel auf Autopilot, fallen durch Antrieb des Takts in Trance. Unweigerlich lösen Klänge Reaktionen aus, die sich oftmals nicht steuern lassen. In einer Studie wurden 83 Musikhörer gebeten, zu beschreiben, welche Gefühle sie beim Musikhören schon einmal erfahren haben. Knapp 80 Prozent der Befragten beobachteten an sich vegetative Veränderungen, wenn sie Musik hörten. Unter den meist genannten Antworten finden sich der „Schauer über den Rücken“, „Lachen“, „Gänsehaut“ oder der „Kloß im Hals“. Musik ist also nicht nur ein Hörerlebnis, sondern eine mitunter einprägsame Erfahrung des ganzen Körpers.

Dass diese Momente vollkommener Hingabe oder die Bindung der Musik an eine besondere Situation in unserem Gedächtnis verankert bleiben, beschreibt das „Schatz-sie-spielen-unser-Lied-Phänomen“. Wer kennt es nicht? Was im Film funktioniert, kann auch fernab der Mattscheibe als Soundtrack des Lebens in Erinnerung bleiben. Ein Paar, das sich zu einem bestimmten Lied das erste Mal geküsst hat, wird diesen Titel wohl nicht so schnell vergessen. Ein Fußballfan, der im Stadion zur Meisterfeier seines Vereins „We are the Champions“ vor der Kulisse

zehntausender Gleichgesinnter singen durfte, wird sicherlich auch bei anderer Gelegenheit Gänsehaut kriegen, wenn er diesen Queen-Hit hört. Das sogenannte episodische Gedächtnis, das Musik und Situation zusammenführt, steht ebenfalls im Verdacht, sich als natürlicher Biograph mit der eigenen Geschichte zu befassen, Episoden zu verbinden und zu einem Bild zusammenzufügen. Diese Fähigkeit, sich mit der eigenen Person und ihrer Geschichte auseinandersetzen zu können, kann bisher nur dem Menschen zugeordnet werden.

Musik unterstützt darüber hinaus einen weiteren besonderen Effekt. Auf die Frage, welche Emotionen Slobodans Studienteilnehmer regelmäßig empfanden, wenn sie Musik hörten, sprachen viele nicht nur von Entspannung und Frustrabbau. Besonders häufig fielen die Begriffe „Verständnis“ und „Trost“. Die Befragten fühlten also ihre Emotionen geteilt und sich selbst verstanden. Das eigene „Kopfmusikrepertoire“ kann nicht nur Emotionen erzeugen, sondern umgekehrt können auch wir gezielt die Titel aus unserem Hinterstübchen kramen, die unser akutes Befinden unterstützen, bestätigen oder sogar lenken. Diese Fähigkeit bekräftigt auch das menschliche Vermögen zur Empathie.

Diesbezüglich beschreibt der britische Neurologe Oliver Sacks in seinem populärwissenschaftlichen Bestseller „Der einarmige Pianist“ den bemerkenswerten Fall des Patienten Harry S., der infolge eines

geplatzten erweiterten Blutgefäßes im Gehirn massive Schäden davon trug. Nicht nur, dass er die ersten Wochen nach der Tragödie im Koma verbrachte, sondern auch nach seinem Erwachen musste er mit gravierenden Einschnitten kämpfen. Die Beine gelähmt, sein Denkvermögen vermindert, Frau und Job verloren – und eben auch sein Einfühlungsvermögen schien völlig abhanden gekommen zu sein. Mit blanker Gleichgültigkeit begegnete er seinem Umfeld, den anderen Patienten, ihren Schicksalsschlägen und all den tragischen Ereignissen, die sich in einem Krankenhaus abspielen können. Doch der Freund irischer Volkslieder fiel aus diesem Mus-

wenn er seine Tenorstimme erhob und zu singen begann. Alles, was ihm verloren ging, brachte er auf wundersame Weise mit voller Inbrunst in die vorgebrachten Lieder mit ein und versetzte seine Ärzte und so auch Sacks ins Staunen – und Grübeln. Kann ein derartig tiefer Gefühlsausdruck und seine Hingabe wirklich nur vorgespielt sein? Sacks und die meisten seiner Kollegen zweifeln, doch Sicherheit besteht nicht. Im Laufe seiner Arbeit als Therapeut begegneten ihm weitere Patienten, darunter auch Autisten, die ähnliche Auffälligkeiten zeigten, deren Apathie, ja vielleicht sogar „Krankheit“, geheilt schien, solange sie nur sangen. Noch

immer gibt das eigene Denkorgan der Hirnforschung viele



Rätsel auf. Die exakte Verortung der Wahrnehmung, Interpretation und Weiterverarbeitung von Klängen und Musik ist längst nicht abgeschlossen.

Neben den Neurowissenschaften interessieren sich natürlich auch Musiktheoretiker für dieses Phänomen. Ein aktueller und viel beachteter Beitrag zu der Wechselwirkung von Musik und Emotion lieferte der Karlsruher Musikwissenschaftler Bernd Willimek. Seine Strebetendenztheorie bietet eine Erklärung für die besondere emotionale Wirkung verschiedener Harmonien. „Dur ist fröhlich, Moll ist traurig“ – warum ist das in den meisten Fällen so? Willimek zufolge strebt der Grundton einer Tonart, die Durtonika, in ihren mitklingenden Obertönen nach oben. Der Hörer, der dies unbewusst wahrnimmt, forme darauf einen Willen gegen eine Änderung dieser Tendenz, welche durch die Ergänzung zum Akkord aufgelöst wird. Der Wille des Hörers, eine Veränderung nicht hinnehmen zu wollen, führt durch dessen Auslösung zu einem wohligen Gefühl. Dur sei demnach „fröhlich“ oder „befriedigend“, weil es das Streben der Klänge in der menschlichen Wahrnehmung bestätigt und stabilisiert.

Im Fall eines Moll-Akkords werde dieser Wille entsprechend nicht erfüllt. Der Hörer reagiere darauf also enttäuscht oder sogar „traurig“. Willimek vergleicht die Vieldeutigkeit und die emotionale Wirkung der Moll-Akkorde mit dem Ausspruch „Ich will nicht mehr“. Sagt man dies leise vor sich hin, so wirke es doch sehr bedrückt. Spricht man diese Worte aber laut aus und steigert die Lautstärke mit jeder Wiederholung, so transportiere dieser Satz vielmehr Wut und Ablehnung, der emotionale Eindruck wandelt sich. Diese allgemeinen Prinzipien sind je-

doch nicht immer gültig, sodass der Musiktheoretiker in einer großangelegten Studie die emotionale Wirkung verschiedener Harmonien untersuchte. Unter den Probanden waren nicht nur die renommierten Wiener Sängerkna-

„The reason that most of us take part in musical activity (...) is that music is capable of arousing in us deep and significant emotions. If emotional factors are fundamental to the existence of music, then the fundamental question for a psychological investigation into music is how music is able to affect people.“

John A. Sloboda

ben oder Regensburger Domspatzen, sondern auch ungeübte Schülerinnen und Schüler einer Brettener Grund- und Werkrealschule. Die Aufgabe war es, in dem vorgestellten Werk „Dornröschen und Prinz Rocky“ einzelnen Szenen emotionale Zustände wie Mut, Einsamkeit, Hoffnung zuzuordnen. Die Angaben der Teilnehmer wurden

darauf mit der Vorhersage Bernd Willimeks verglichen, der die Harmonien zuvor auf ihre emotionale Tragkraft untersucht und kategorisiert hatte. Tatsächlich ergab sich in 86 Prozent der Fälle eine Übereinstimmung mit dieser Projektion. Ziel sei es nun, den Kreis der Probanden um Menschen aus anderen Kulturen zu erweitern, damit schließlich auch die Frage beantwortet werden kann, ob unsere Wahrnehmung von Harmonien in unseren Genen oder in der kulturellen Erziehung liegt.

Bis dahin aber bleibt es dabei, dass Klang, Musik und deren Verarbeitung nicht verstanden werden müssen, um sich ihnen hingeben zu können. Sicherlich ist auch Christian Horsters zu unterstellen, dass er sich keine Gedanken macht, welche seiner neuronalen Autobahnen gerade befahren werden und ihn dazu bringen, seine Hände in die Luft zu schmeissen, den Kopf in den Nacken zu legen und zwischendurch mit beiden Fingern pfeifend seinen Beitrag zur Musik zu leisten. Vielleicht erwischen auch Sie, liebe Leserinnen und Leser, sich hin und wieder unter der Dusche oder vor dem Spiegel beim ausgelassenen Singen oder Tanzen – und fühlen sich gut dabei? Egal wie schräg Ihre Performance dem Betrachter erscheinen mag, manchmal kann man gar nicht anders. Genießen Sie es! ■

QUELLEN UND ZUM WEITERLESEN

Sacks, Oliver: Der einarmige Pianist. Über Musik und das Gehirn

Sloboda, John: Music Structure and Emotional Response: Some Empirical Findings

Spitzer, Manfred: Musik im Kopf. Hören, Musizieren, Verstehen und Erleben im neuronalen Netzwerk